



Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

Zum Feste des hl. Joseph.

Wie ein Strahl der gold'nen Sonne
Und des Frühlings Auserstehn
Ist das Fest, das wir voll Wonne
An dem heut'gen Tag begehn.

Joseph, Mann nach Gottes Herzen,
Sprößling aus David'schem Blut,
Heute schweigt der Laut der Schmerzen,
Dein gedenkt das Herz mit Mut.

Herrlich bist du anzuschauen,
Wer ist dir an Tugend gleich?
Gleichst der Palm auf Judas Auen,
Die an edlen Früchten reich.

Schöne Lilie, du erblütest
Lieblich einst am Vergeshang,
Nur für Jenen du erglütest,
Dem dein Vater David sang.

Leuchte uns auf dunklen Pfaden,
Stern der nimmer untergeht,
Führ' uns hin zu den Gestaden,
Wo ein ew'ger Frühling weht.

Sonne hier im Tal der Jähren,
Reich an Schönheit, Licht und Pracht,
Mögest dein milder Schein verklären
Unsrer Leiden kurze Nacht.

Möchten gern dich auch vergleichen
Jenem siebenfarb'gen Licht,
Das, wenn Sturm' und Wetter weichen,
Mild der Wolken Heer durchbricht.

O, vermittele uns den Frieden!
Um dies Eine heut' wir flehn,
Laß, o Heil'ger, uns hienieden
Tage stillen Glückes seh'n!

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

(Rede des Hochw. P. A. Guonder, S. J. beim missionswissenschaftlichen Kurkurs in Köln).

Am 8. Dezember 1904 fand im Petersdom die 50jährige Gedächtnisfeier des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis statt. An 30 000 Menschen füllten die Katakomben; 23 Kardinäle in Purpur, an 200 Bischöfe und Kirchenfürsten, ungezählte Priester aus allen Ländern der Welt umgaben als farbenreicher Kranz die weißschimmernd hehre Gestalt des Papstes. Jubelnd hallte das Te Deum, von silbernen Posaunen begleitet, zur majestätischen Kuppel empor. Es war ein Fest, wie nur Rom, das Zentrum der christlichen Welt, es zu feiern vermag.

Mitten unter der Schar von Prälaten stand ein Missionsbischof. Er schaute sich um in der glanzvollen Versammlung, und eine Frage legte sich drückend auf seine Seele. All diese zahlreichen Priester und Bischöfe, so sagte er sich, sind Söhne der weißen Rasse. Wo ist denn die rote, die gelbe, die schwarze Rasse? Ist denn die Kirche nicht eine Weltkirche, die alle Völker und Rassen umfaßt? Warum fehlen denn ihre Vertreter bei dieser gewaltigen Festversammlung? Gibt es denn nach vierhundertjähriger Missionsarbeit in Asien, Amerika, Afrika, Ozeanien noch keine einheimischen Hirten und Bischöfe dieser Länder und Völker, die sich einreihen in die hehre Reihe ihrer weißen Brüder?

Diese Szene führt uns sofort mitten in unsere Frage. Statt des Petersdomes denken wir uns die endlos weiten Hallen der Weltkirche mit ihren 300 Millionen Katholiken, ihren Patriarchen, Bischöfen und Priestern wie zu einer großen liturgischen Feier versammelt. Und wiederum lassen wir unser Auge rundgehen und suchen unter diesen 370 000 priesterlichen Gestalten, die Söhne der roten, braunen, gelben und schwarzen Rasse. — Finden wir welche, und wenn ja, in welchem Verhältnis stehen sie zur Gesamtzahl, welche Rolle spielt das farbige einheimische Element in diesem priesterlichen Gesamtbilde? Das ist eine Frage, die alle, besonders aber den Klerus interessieren muß.

1. Notwendigkeit eines einheimischen Klerus.

In der von Gott gesetzten äußeren Gnadenordnung steht nun einmal das Priestertum als leuchtender Mittelpunkt da. In seine geweihten Hände ist sozusagen alles gelegt.

Ohne Priester keine autoritative Predigt, ohne Priester kein Altar, kein hl. Opfer, keine eucharistische Feier; ohne Priester keine sakramentale Losprechung, keine kirchliche Trauung, kein wirkliches kirchliches Gemeindeleben, kurz ohne Priester nach katholischer Auffassung kein wahres Christentum. Ist also die Verbreitung des Christentums die Aufgabe der Mission, dann gehört es zur vollen Lösung ihrer Aufgabe, mit der christlichen Glaubenslehre auch das christliche Priestertum in allen Ländern und Zonen weiterzupflanzen, also einen einheimischen Klerus zu schaffen. Und ehe dies erreicht ist, hat sie ihre Aufgabe erst teilweise gelöst. Ein einheimisches Priestertum ist die schönste Blüte und reichste Frucht der Mission, der goldene Schlußstein in dem großen geistigen Bau, den sie auführt.

Die Frage eines einheimischen Klerus ist nicht bloß eine Frage unter anderen Fragen, es ist eine Lebensfrage, vielleicht die wichtigste aller Missionsfragen. Daß dies die Auffassung der amtlichen Kirche ist, zeigt schon die bedeutame Stellung, welche diese Frage in den päpstlichen Rundgebungen zumal in den letzten 250 Jahren einnimmt.

Am 28. November 1845 faßte Gregor XVI. in einem Rundschreiben an die Missionsbischofe des fernen Ostens all die vielen und eindringlichen Auslassungen seiner Vorgänger noch einmal zusammen. Von jeher, so führt er aus, habe die Kirche gemäß dem ihr von Christus gewordenen Auftrage die Ausbreitung des Glaubens als eine ihrer wesentlichen Aufgaben betrachtet und zu diesem Ende sich stets zweier Hauptmittel bedient: Das eine sei die Einsetzung von Bischöfen gewesen, die ja der hl. Geist zur Leitung der Gläubigen bestellt (Apg. 20, 28), das andere die Heranziehung eines einheimischen Klerus.

Darin folgte sie nur dem Beispiele der Apostel und deren unmittelbaren Nachfolger, die überall, wohin sie

gekommen, Bischöfe und Priester geweiht und die Vollen-
dung ihrer Aufgabe einem eingebornen Klerus über-
tragen hatten.

Und so sei es in der Kirche Gottes auch fortan ge-
halten worden, wie die Geschichte ihrer Missionen be-
weise.

Zumal habe auch die im Jahre 1622 gegründete
hl. Kongregation der Propaganda unablässig auf Schaf-
fung eines einheimischen Klerus hingearbeitet. Zeugen
seien die zahlreichen von ihr geschaffenen oder unterstütz-
ten Nationalseminarien in Rom und anderen Ländern,
die ganz diesen Zwecken dienten, Zeugen die außerordent-
lichen Privilegien, mit denen Rom die Missionsbischöfe
ausgerüstet, um ihnen die Erziehung eines einheimischen
Nachwuchses zu erleichtern, Zeugen die zahllosen Verord-
nungen, Briefe und Erlasse, die trotz aller erhobenen
Einwände, Schwierigkeiten, Bedenken und Enttäu-

lung eines großen päpstlichen Generalseminars in Ranchi
(Ceylon) für ganz Vorderindien brachte die Klerusfrage
in neuen Fluß.

„Filii tui, India, administri tibi salutis“ (deine
eigenen Söhne, Indien, sollen der Mittler des Heiles
sein), so lautete die Umschrift, die der Papst auf die zur
Erinnerung an diese Gründung geprägte Denkmünze
setzen ließ. Es war gleichsam das Motto, der kürzeste
Ausdruck dessen, was in Indien wie anderswo erstrebt
werden sollte.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man,
wie ernst die Päpste diese Frage nahmen, und wie fest
sie entschlossen sind, sie der Lösung um jeden Preis ent-
gegenzuführen.

Ein lautes Echo dieser energischen päpstlichen Wil-
lensäußerungen klingt uns aus sämtlichen M i s s i o n s -
j h n o d e n neuerer Zeit, zumal des Ostens, entgegen.



Tischgebet. (Gebet nach dem Essen.)

schungen immer und immer wieder auf diese Aufgabe
zurückkommen und oft sogar scharfe Worte für die säu-
migen Missionsbischöfe finden.

Nur dort, wo man sich um einen landeswüch-
tigen Klerus bemüht, habe der christliche Glaube tiefere Wur-
zeln geschlagen und sich auch im Sturme erprobt, während
andernwärts die ausgestreute Saat aus Mangel an einge-
borenen Seelsorgern wieder zu verdorren drohe.

Katechisten seien gut, dürften aber nicht als Ersatz
für eingeborene Priester angesehen werden.

Es genügt nicht, fügt Pius IX. in seinem Rund-
schreiben vom 8. September 1869 hinzu, daß die Ord-
nen sich ihren Nachwuchs aus den Eingeborenen ergänzten,
nein, ein einheimischer Klerus, der die wesent-
liche Grundlage einer nationalen Hierarchie bildet, müßte
das Ziel sein.

Am 24. Juni 1893 ergriff auch Leo XIII. in dieser
Frage das Wort. Sein großzügiges Rundschreiben an
den indischen Episkopat und die sich anschließende Grün-

„Die Zeugnisse aller Völker und Zeiten“, erklärt z. B.
das Provinzkonzil von Pondicherry, „die geschichtlichen
Urkunden der Kirche kommen alle darin überein, daß sie
die Heranbildung eines einheimischen Klerus als not-
wendige Bedingung bezeichnen, damit der Glaube in
einem Volke tiefe Wurzeln schlage und fest begründet
werde.“

„Auf der Heranbildung tüchtiger, einheimischer Prie-
ster“, wiederholen die Provinzialkonzilien von Bombay,
Agra, Verapolhushw., „liegt nach unserer Ueberzeugung
in erster Linie die Hoffnung der jungen indischen
Kirche.“

Und wenn wir nun die M i s s i o n a r e und M i s-
s i o n s b i s c h ö f e selbst zu Worte kommen lassen, ihre
Zeugnisse klängen wie das Rauschen vieler Wasser. Es
gab Zeiten, da manche von ihnen ernste Bedenken gegen
einen einheimischen Klerus trugen. Aber schon die dring-
lichen Willensäußerungen und Mahnrufe des höchsten
Oberhirten mußten den Widerspruch verstummen lassen

und allem Zaudern ein Ende machen. Heute besteht unter allen Missionaren in dieser Frage volle prinzipielle Einheit. Die eigene Erfahrung zeigt den Missionaren den Nutzen einheimischer Mitarbeit mit eindringlicher Gewalt.

Wie schwer ist es dem europäischen Missionar, sich mit der Sprache und den Sitten fremder Völker völlig vertraut zu machen! „Man braucht nicht lange in China gelebt zu haben“, schreibt ein Missionar, „um sich der großen Schwierigkeiten bewußt zu werden, die ein Missionar mitten in dieser heidnischen Bevölkerung findet, die von uns in Charakter, Sprache, Sitten und Bräuchen so ganz verschieden ist. Welch wertvolle Hilfe leistet da der einheimische Priester, der als Landeskind mit all den tausend Eigentümlichkeiten voll und ganz vertraut ist. Sie verwirren ihn nicht wie den Neuling aus Europa. Er kann

bieter verlassen hatte, irrte als Flüchtling wie ein von allen Seiten gehetztes Tier in den unwegsamsten Gegenden seines Landes umher. Das war so gekommen:

Schon während der Anwesenheit der portugiesischen Gesandtschaft und während man sich mit dieser über unbedeutende Dinge stritt, hatten sich die benachbarten muhamedanischen Fürsten zum gemeinsamen Widerstand gegen den Negus vereinigt. Sie befürchteten mit Grund von einem Bündnisse zwischen dem Negus und dem Könige von Portugal eine ernste Gefahr für ihre Besitzungen an der arabischen und afrikanischen Küste und ihren ausgedehnten Handel. Dem wollten sie mit List und Gewalt zuvorkommen und fanden dabei an den Türken, die unter Selim I. Aegypten und Arabien erobert hatten, eine kräftige Stütze.

Die Feindseligkeiten begannen mit der Plünderung



Auf dem Weg zur Mühle.

ohne Hindernis auch dorthin gehen, wo die landläufigen Vorurteile dem Europäer den Zugang verschließen; sieht doch die Bevölkerung in jedem Fremden so leicht einen Späher und haßt ihn als Ausländer.“

„Der europäische Priester“, bestätigt unser ausgezeichnete Landsmann Bischof Henninghaus von Süd-Schantung, „ist und bleibt, so innig auch seine Christen an ihm hängen, oft mehr wie an ihren Landsleuten, für die Heiden doch immer ein Fremdling, dem man mißtraut. Einem Chinesen wird es, wenn er klugen Seeleneifer besitzt, viel leichter, auf sein Volk einzuwirken.“

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung der Artikelserie: „Ein christliches Mohrenreich.“)

In der Zwischenzeit hatten sich aber in Abessinien die Verhältnisse vollständig geändert. Der Negus David, den Alvarez als einen auf seine Siege stolzen Ge-

und Niedermehelung einer Pilger-Karawane, die auf dem Wege nach Jerusalem war. Nur drei dieser Pilger kamen nach Schoa zurück, um das traurige Schicksal ihrer Genossen zu melden.

Um diese Schmach zu rächen, fiel der Negus im Jahre 1527 ins maurische Königreich Abul ein; jedoch mit wenig Glück. Seine Abessinier waren nur mit Lanzen, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, während der Feind von seiten der türkischen Paschas in Arabien mit Schießgewehren und Kanonen ausgerüstet worden war. Schon das erste Scharmügel endete ungünstig für den Negus, und kurz darauf wurde er in einer entscheidenden Schlacht vollständig geschlagen. Er verlor mehr als 4000 Mann, worunter sich die edelsten und angesehensten Fürsten und Krieger befanden. — Sein Gegner, Mohammed mit dem Beinamen Gagne (der Linke), Kommandant der türkischen Besatzung zu Zeila, ein gewandter Kriegermann, der sich an die Spitze der Streitmacht der Verbündeten gestellt hatte, nützte seinen Sieg